

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 44

Artikel: Ungleiches Kinderlos
Autor: A.V.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

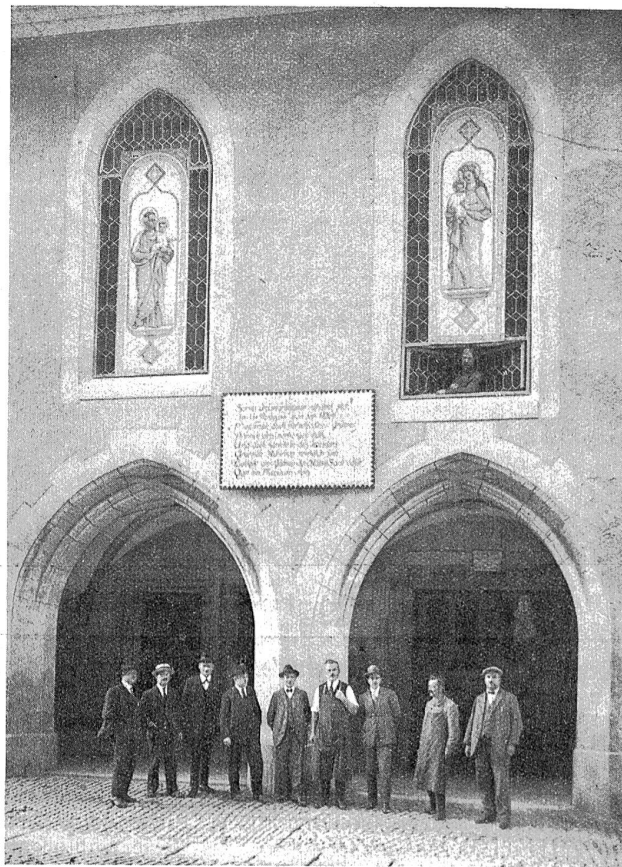
werden, ohne dabei ihren historischen Charakter einbüßen zu müssen. Dies wäre auch schon unbedingt geschehen, wenn sie nicht eben in der „Unteren Stadt“, dem Stiefkinde der Bundesstadt gelegen wären.

Eines von diesen Gebäuden ist das „Antonierkloster“. Es könnte schon längst ein Museum für Heimatschutz, ein Städtemuseum, ein Gemeindesaal, Ratssaal oder Turnsaal sein und dabei sein ehrwürdiges Äußeres ganz ruhig behalten. Heute aber wird es zum kleineren Teil zur Aufbewahrung von Feuerlöschgeräten, zum größeren Teil aber als Zufluchtsort alten, unbrauchbaren Gerümpels benützt, für das nicht einmal der Althändler mehr etwas gibt. Und doch wären Antonierhaus und Antonierkirche schon aus Pietät einer edleren Bestimmung würdig.

Denn das Antonierhaus ist eines der wenigen rein gotischen Gebäude Berns. Mit dem Bau der Antonierkirche wurde 1494 begonnen, vollendet wurde der Bau aber bis auf den heutigen Tag nicht. Das Antonierhaus selbst aber wird schon 1448 im Tellerbuch unter den Tellerpflichtigen des „Rienthalviertels“ erwähnt, „an der Hornmangasse, sonnenhalb“. Es war eine Ballei der „Tönier“, wie man in Bern die Brüder des Antoniusordens kurzweg nannte. Die Aufgabe der Tönier bestand darin, durchreisende Pilger, die Heilung ihrer Krankheit, des „Antoniusfeuers“, durch eine Wallfahrt zu den Gebeinen des heiligen Antonius suchten, zu beherbergen. Den vom Antoniusfeuer befallenen Kranken wurden einzelne Gliedmassen brandig und starben ganz ab, die Gebeine des heiligen Antonius aber ruhten in St. Didier de la Mothe, bei Vienne im Delphinat, wohin sie durch einen Grafen von Poitiers um 1050 von Konstantinopel gebracht worden waren.

Im Jahre 1447 wird auch eine Antonierkapelle erwähnt und 1453 verfügte der „Deutsche Orden“ als geistliches Haupt der Stadt Bern, daß den Dienst in Haus und Kapelle ein Antonier zu versehen habe. 1471 wurde eine obrigkeitliche Steuer für das Haus bewilligt und gleichzeitig verboten, „in hiesigen Landen weitere Kapellen oder Altäre St. Antoni zu weihen“. Außerdem aber wurde dem Regierer dieses Hauses zugesagt „Schweine in allen hiesigen Städten und Ländern in St. Antoni Namen zu stellen“. Womit wohl das Recht, kranke Schweine durch Beschwörung zu heilen, verstanden gewesen sein dürfte. Laut einer Sedelmeisterrechnung von 1482 gab die Regierung an den Bau zu St. Antoni 50 Pf. 1484 bekundet der Bruder Franziskus Mallet, Commentur des Hauses, in einem Schreiben die Absicht, einen „Uffbau“ der Kirche vorzunehmen und im gleichen Jahre noch gestattet die Regierung eine Sammlung für diesen Bau. 1494 schreibt Anshelm: „Diz Jahrs ist angefangen zu buwen die Kilchen uf der Rydeck und Sanct Antonis“. Ausgebaut wurde, wie schon erwähnt, die Kirche nie, es fehlten die Mittel und die Begeisterung. Schon 1528 wurde befohlen „die Gözen zu Antoni zu verbrennen“.

Die Kirche selbst ruht auf gotischen Bögen, welche nach bernischer Bauart die durchlaufenden Lauben bilden. Dieselbe ist durch zwei Kreuzgewölbe überspannt und die innere Wand von zwei Eingängen in die Kirche durchbrochen. Zwischen den Kreuzgewölben ist ein Wappenschild mit dem „T“ des Ordens angebracht. In der Arkadenwand zwischen den Türen ist eine kleine Nische zur Aufstellung des Heiligen und des ewigen Lichtes. Dies ist wohl das einzige erhaltene Straßenaltärfchen des alten katholischen Berns. Im Innern der Kirche sind noch Spuren einiger Wandmalereien bemerkbar, die aus dem 15. Jahrhundert stammen dürften. Die jetzigen Balkenlagen sind spätere Zutaten und trugen viel zum Ruin der erwähnten Fresken bei. Alle noch am Gebäude erhaltenen Formen zeigen den Charakter der späteren Gotik. Nach der Reformation wurde die Kirche zu einem Kornhaus umgewandelt, später wurde der Mueshafen dorthin verlegt, noch später diente sie als Postwagenremise und 1839 sogar als Antiquitätensaal. Heute ist sie, wie ebenfalls schon erwähnt, teils Feuerwehrgeschuppen und teils Rumpelkammer.



Das ehemalige St. Antonierkloster an der Postgasse in Bern und die Vorstandsmitglieder des heutigen Postgasseleites.

Interessieren dürfte vielleicht noch, daß nach der Reformation die „Bilder zu St. Antonien in das Gewölbe gelgt“ (verbrannt?) wurden, der Vorsteher Mallet aber wurde „von sin's Mißhandels wegen“ aus Bernischen Landen verbannt, sein „Degen, Tofsen (Dolch), Silber und übrige Habseligkeiten“ konfisziert. 1528 verkaufte die Regierung die Matten, Reben und Gärten des Tönierhauses an den Stadtschreiber Peter Zyro, Ordenshaus und Stall an Mathias Murer.

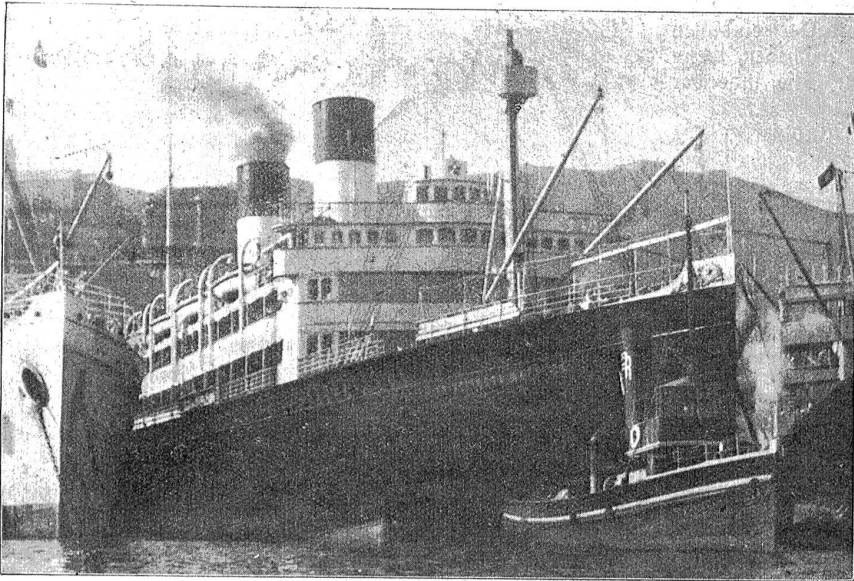
Unser Bild zeigt das Antonienkloster im Schmuck des letzten Bärnfestes, aus dem Fenster blickt das Schemen eines längst verstorbenen Mönches und auf der Tafel steht der Vers:

Sanct Antonienkloster schämt sich
In der Postgass' vor der Welt,
Weil die Feuerwehr ihr Grümpel
Alles drinn' verborgen hält.
Und doch könnte in des Klosters
Großen Räumen wirklich fein,
Längst ein Turnsaal, Ratssaal oder
Gar wohl ein Museum sein.

Vor dem Hause aber ist der Vorstand des Postgasseleites aufmarschiert.
Leonhardt.

Ungleiches Kinderlos.

Im Eisenbahnzug kann man vielerlei beobachten. Fremde Menschen mit fremden Schicksalen sitzen rings um uns. Aber blicklichtartig enthüllt sich ihr inneres Wesen dem Auge des Aufmerkamen, wenn sie sprechen, in der Art und Weise, wie sie sich benehmen. Und da hat man denn oft eine leise Sehnsucht, mehr zu wissen aus dem Leben jener Andern, ihrer Persönlichkeit näher zu treten. Es sind geheimnisvolle Strahlen, die uns zu fernen hin-



Die „Prinzeissa Mafalda“ im Hafen von Genua.

(Phot. D. Röhr, Bern.)

Der Untergang der „Prinzeissa Mafalda“.

Der italienische Passagierdampfer „Prinzeissa Mafalda“ sank infolge einer Kessel-explosion in der Nähe der Küste von Bahia. Der Dampfer fuhr von Genua nach Rio de Janeiro und hatte ca. 1200 Passagiere und Mannschaft an Bord. Von den Dampfern „Formosa“, „Empire Star“ und „Athenia“ sind fast alle Passagiere gerettet worden. Auf dem Dampfer befanden sich angeblich auch acht Schweizer und zwar: Frau Heeb, Luzern; Herr Vollrath, Zürich; Frau Novillo de Quiroza; Herr Grandjean, Genf; Herr Wille, Neuenburg und die Herren Rost und Meierhofer, Zürich und noch ein Reisender aus Lausanne. Ueber das Schicksal der Schweizer ist noch nichts bekannt. — Unser Bild zeigt die „Prinzeissa Mafalda“ im Hafen von Genua, wo sie von einem Teilnehmer an der Spanienreise der Stadtmusik anlässlich der Durchreise photographiert wurde.

ziehen, verwandtschaftliche Gefühle den wildfremden Menschen gegenüber.

Aber ebensooft empfinden wir das Gegenteil. So ging es mir leztthin auf einer längern Fahrt. Uns gegenüber hatte eine jüngere Frau mit zwei Kindern, einem Buben und einem Weiteli und dem Großvater Platz genommen. Beides waren hübsche, gutangezogene Kinder und beide wollten natürlich am Fenster sitzen. Das kleine Bubenkind bei diesem Streit sein größeres Schwesterchen im Gesicht. Als es weinte, wurde es von der Mutter gestraft. In meinem Innern erwachten revolutionäre Gedanken: „Natürlich, der Prinz!“ Ob aus meiner Jugendzeit her ähnliche Erinnerungen auftauchten und an der raschen Parteinahme für das Weiteli mithalten?, ich weiß es nicht. Ich wollte mich abwenden und redete mir ein, die Sache gehe mich nichts an, aber immer wieder sah ich die verschüchterten, vorwurfsvollen Augen der Kleinen gegenüber in der Fensterecke. Aufstehen und hinausschauen durfte es nicht, denn der „Prinz“ saß gegenüber auf Großvaters Schoß, der hätte es nicht gestattet. Also saß man ruhig, folgsam und aufrecht an seinem Platz. Weder die Mutter noch der Großvater sprachen mit dem Weiteli, fragte es etwas, so wurde ihm ziemlich unwirsch Befeid gegeben. Die Ausprüche des Bubenkindes dagegen wurden gebührend bewundert, belacht und mit Küffen belohnt. Bis-à-vis saß das Weiteli und darbt und hungerte nach Liebe. Armes, liebes Kind, könnte ich Dich doch auf meinen Schoß nehmen, Deine Wange streicheln und Dir zeigen, daß Du ebenso liebenswert bist! So dachte ich mehrmals. Die Fahrt dauerte mehr als zwei Stunden. Die Kinder wurden müde. Das Bubenkind wurde sorglich in Mutters Arme gebettet, bekam das „Nüggi“, (obwohl es dazu auch schon zu groß war) schlief aber nicht; es hatte ja Unterhaltung genug. Das Weiteli dagegen wollte vor Müdigkeit und Langeweile das Köpfchen in die Ecke lehnen und schlafen. „Jetzt wird nicht mehr geschlafen“, tönte es ziemlich „räß“ aus der Mutter Mund; „in einer halben Stunde sind wir am Ort und dann gehst Du sofort zu Bett.“ Das Kind nahm nun den großen „Muz“ und drückte ihn in aufwallender Zärtlichkeit an sich. Die innere Hilflosigkeit und der unbewußte Jammer einer mißverstandenen Kinderseele suchten sich mit dieser, dem leblosen Muz entgegengebrachten Liebe einen Abzug. Ein Großes hätte gegrollt, das kleine, unschuldige, unverdorrene Kind wollte seine Zärtlichkeit, die den Weg zur Mutter nicht fand, einem andern Wesen schenken. Aber auch dieser Versuch scheiterte. Sofort reklamierte der Knabe: „Das ist mein Vär“ und mit einer unsanften

Bewegung riß ihn die Mutter aus den Armen des Kindes und wollte ihn dem „Prinzen“ übergeben. Dieser begehrte ihn aber gar nicht, also hütete ihn die Mutter auf ihrem Schoß. Das Weiteli saß nun nicht mehr am Fenster, sondern vorn im Bank mir gerade gegenüber. Es kämpfte tapfer gegen den Schlaf und doch sank das müde Köpfchen oft nach rückwärts. Ein barsches Wort der Mutter schreckte es immer wieder auf. —

Ich war froh, daß wir aussteigen konnten und ich dieses Kinderlos nicht näher mit ansehen mußte. Aber ein leises Gebet stieg aus meinem Herzen für dieses Kind: „Behüt Dich Gott und alle Engel! Ist's auch oft hart, sie werden um Dich sein und später einmal bist Du der Trost der Mutter, nicht dieses verhätschelte Söhnlein!“ A.V.

Herbstnacht.

Von Gottfried Keller.

Als ich, ein Kind, am Strome ging,
Wie ich da fest am Glauben hing,
Wenn ich den Wellen Blumen gab,
So zögen sie zum Meer hinab.

Nun hält die schwarz verhüllte Nacht
Erschauernd auf den Wäldern Wacht,
Weil bald der Winter, kalt und still,
Doch tödlich mit ihr ringen will.

Schon rauscht und wogt das weite Land,
Geschüttelt von des Sturmes Hand,
Es braust von Wald zu Wald hinauf
Entlang des Flusses wildem Lauf.

Da schwimmt es auf den Wassern her,
Wie ein ertrunknes Völkerverher,
Schwimmt Leich' an Leiche, Blatt an Blatt,
Was schon der Streit verschlungen hat.

Das ist das tote Sommergrün,
Das zieht zum fernen Weltmeer hin —
Ade, ade, du zarte Schar,
Die meines Herzens Freude war!

Redaktionelles. Durch ein Versehen unterblieb die Quellenangabe zu dem Aufsatz „Trüben aus dem Historischen Museum in Bern“ in unserer Nummer 41, Seite 625 f. Wir entnehmen die Arbeit mit Erlaubnis des Verlages der gediegenen Basler Zeitschrift „Das ideale Geim“.